



Heinz
LESEPROBE
Buschkowsky

**DIE ANDERE
GESELLSCHAFT**

ullstein 

Inhalt

Vorwort	9
Wir und heute	17
Was uns unterscheidet	30
Denn wir wissen nicht, was wir wollen	50
Der Gegencheck	73
Die Antithese	93
Die nächste Generation	112
Die Angekommenen – Klare Sichtweisen	132
Sind wir nun klüger?	162
Das kollektive Abtauchen	201
Aus dem Alltag der anderen Gesellschaft	230
Enttarnter Fundamentalismus oder heimtückische Islamophobie	250
Schule kontra Sandkastenspiele	269
Kindergärten backen Soft Skills	285
Schlusspurt	296

Vorwort

Genau genommen sind eigentlich Sie schuld daran, dass dieses Buch entstanden ist. Es ist mein zweites. Der eine oder andere wird vielleicht denken oder sogar sagen: Hoffentlich sein letztes. Die Reaktionen auf *Neukölln ist überall* haben mich überwältigt. Bei Veranstaltungen oder auch persönlichen Treffen durfte ich erfahren, dass es viele Menschen gibt, die sich wie ich Gedanken um die Entwicklung unserer Gesellschaft machen. Sie haben mich schriftlich oder in Gesprächen wissen lassen, was sie von meinen Berichten, Beobachtungen und Schlussfolgerungen halten. Mal ausführlich, mal kurz und knapp, mal nett, mal weniger freundlich. Dabei ging es immer sehr schnell über den engen Aspekt der Integration hinaus. Deshalb ist dies auch vordergründig keine Fortsetzung meines Buches über Integrationsprobleme und Integrationsschwierigkeiten an sich, sondern ich widme mich der Frage, was Einwanderung in einer Gesellschaft bewirkt. Welche Spuren hinterlassen Einwanderer, welche legen sie neu? Spuren, die oftmals unsichtbar, aber doch nachhaltig sind.

Der Titel »Die andere Gesellschaft« ist bewusst mehrdeutig. Die andere Gesellschaft kann die sein, die sich in den letzten Jahrzehnten in unserem Land ganz allgemein entwickelt hat. Die sich aber, wie ich finde, ein gehöriges Stück von der entfernt hat, die mich mit ihren Werten geprägt hat. Die andere Gesellschaft kann die anderer Ethnien sein, die mit ihren kulturellen, religiösen und zivilisatorischen Eigenheiten auch

unseren Alltag prägen. Eine andere Gesellschaft kann auch religiös dominiert sein mit Sichtweisen oder Bekenntnissen, wie wir sie aus unserer Historie noch nicht kannten. Hat sich doch die deutsche Gesellschaft bisher auf ihre christlichen Wurzeln berufen und sich auch als eine solche Gemeinschaft verstanden. Wir hatten auch in meiner Familie Berührungspunkte zum hinduistischen Glauben, aber das fiel doch eher unter die Überschrift »exotischer Einsprengsel«, weil ein Cousin eine Inderin oder umgekehrt geheiratet hatte.

Die Wortschöpfung der »christlich-jüdischen Tradition« durch einen früheren Bundespräsidenten habe ich bewusst vermieden. Sie ist meiner Meinung nach aus der Historie nicht abzuleiten. Natürlich haben das Judentum und seine Angehörigen der kulturellen Entwicklung in den letzten Jahrhunderten sichtbare, erlebbare und auch entscheidende Prägungen gegeben. Das war jedoch keine gemeinsame Tradition. Das Verhältnis war fast über die gesamte Zeit eher von Unterdrückung, Verfolgung und Vernichtung der jüdischen Gemeinschaft gekennzeichnet. Der Antisemitismus war keine Erfindung der Nationalsozialisten.

Eine Gesellschaft entwickelt und wandelt sich. Ständig, das ist ganz natürlich. Wenn ein Mensch sich schon in einem etwas fortgeschrittenen Lebensalter befindet wie ich, dann neigt er zur Reminiszenz. Ob das Jetzt und Heute einen Fortschritt gegenüber dem darstellt, was ihm von den Eltern und Großeltern mit auf den Weg gegeben wurde oder was ihn an Erlebtem geprägt hat. »Früher war alles besser« ist dabei ein recht häufiges, aber genauso falsches Urteil. Es kann nicht alles besser gewesen sein, sonst wären schreckliche Fehlleistungen der Menschheit oder einzelner Gesellschaften nicht erklärbar.

Zu meiner eigenen Person, Jahrgang 1948, kam also drei Jahre nach dem Ende des entsetzlichen Krieges und des Naziterrorregimes auf die Welt. In eine Zeit hineingeboren, in

der Sieger ebenfalls darangingen, anderen ihre Sichtweise aufzuzwingen. Ich meine die Blockade. Wer weiß, wie alles gekommen wäre, wenn die Westalliierten nicht der Landnahme durch die damalige Sowjetunion getrotzt hätten. Irgendwie drängt sich mir beim Schreiben dieser Zeilen als Vergleich die Krisensituation in der Ukraine auf. Auch wenn ich heute nicht weiß, wie sich die Lage dort bis zum Zeitpunkt des Erscheinens dieses Buches entwickeln wird.

Ich bin mit ganz einfach zu verstehenden und – wie ich bis heute finde – auch ganz selbstverständlichen Wegweisungen in mein Leben entlassen worden.

1. Jeder Mensch ist erst einmal für sich selbst verantwortlich. (Jeder ist seines Glückes Schmied.)
2. Wenn du etwas haben willst, dann musst du etwas dafür tun. (Von nüscht kommt nüscht.)
3. Der Starke hat sich um den Schwachen zu kümmern. (Wer zwei Hemden hat, gebe dem eines, der keines hat.)

Diese ganz banalen Lebensweisheiten entwickeln, wenn man sie verinnerlicht, auch praktische Bedeutung für die Gestaltung des eigenen Weges. »Jeder Mensch ist erst einmal für sich selbst verantwortlich« ist die klare Ansage, dass ich selbst dafür sorgen muss, dass es mir einmal so gut geht, wie ich es mir erträume. Daraus abgeleitet, gibt es viele Volksweisheiten. »Hast du was, dann bist du was«, lautet eine. Viel profaner ist der Rat, die Nase ins Buch zu stecken, der Lehrerin oder dem Lehrer zuzuhören, bei der Berufswahl wachsam zu sein und den Müßiggang, heute nennt man das Chillen, nicht die Oberhand über sich selbst gewinnen zu lassen.

»Wenn du etwas haben willst, musst du etwas dafür tun« – den Sinn dieses Satzes kann man auch ohne ein mehrsemestriges Studium verstehen. Man kann auch »keine Leistung ohne Gegenleistung« formulieren oder »ohne Schweiß kein Preis«. »Sich regen bringt Segen«, sagte die Oma. Dahinter steckt aber auch ein Stück die tiefgründige Philosophie, dass jeder Mensch zwar selbst seinen materiellen Status beeinflussen kann, dass er aber auch Teil des Ganzen ist. Wer emsig am eigenen Wohlstand schafft, stärkt damit bewusst oder unbewusst, gewollt oder ungewollt auch die Gemeinschaft, sprich die Gesellschaft. »Fragt nicht, was euer Land für euch tun kann, fragt, was ihr für euer Land tun könnt« ist ein berühmter Satz von John F. Kennedy. Eigenverantwortung, Selbstdisziplin, Fleiß, all das sind einschlägige Begriffe für mich. »Suchet der Stadt Bestes (...), denn wenn's ihr wohlgeht, so geht's auch euch wohl«, schrieb schon Jeremia an die Israeliten (Jeremia 29, 1.4-7). Also so neu nicht.

Der Starke hat sich um den Schwachen zu kümmern und nicht auf ihn hinabzuschauen, wenn der es selbst nicht schafft. Das nennt man Solidarität, und es ist der Auftrag aus unserem Sozialstaatsprinzip. Der Sozialstaat, der jedem garantiert, dass er sein Leben frei von existentieller Bedrohung oder sogar Vernichtung leben kann. Niemand soll in unserem Land ohne Obdach sein, niemand soll auf der Straße verhungern, und niemand soll vom Wissen ferngehalten werden, nur weil das eigene Elternhaus nicht so betucht ist wie andere. Das beinhaltet aber auch, dass jeder Einzelne, der über Schultern verfügt, die mehr tragen können als die Last des eigenen Schicksals, seinen Teil dazu beiträgt, dass die Gemeinschaft denen, die es nicht so gut packen, zur Seite stehen kann.

Das Leben kann grausam sein. »Doch mit des Geschickes Mächten / Ist kein ew'ger Bund zu flechten / Und das Unglück

schreitet schnell«, hat uns der Dichter Friedrich von Schiller gelehrt. Deswegen ist es völlig fehl am Platze, mit dem Finger auf »die da« zu zeigen, denen es nicht so gut geht wie einem selbst, und zu glauben, man sei denen überlegen und sie hätten es nicht besser verdient. Treffen kann es jeden, schon heute Nachmittag oder morgen. »Hochmut kommt vor dem Fall« trifft es genau.

Sind die vorstehenden Grundsätze heute immer noch unbestritten? Sind sie nach wie vor das Rüstzeug für den Lebensweg, das Eltern ihren Kindern als Voraussetzung für ein erfülltes Leben mit auf den Weg geben? Diesen Fragen habe ich mich zu nähern versucht. Aus den Realitäten meines Umfeldes heraus, also unter den Rahmenbedingungen einer Großstadt. Die sind nicht zu vergleichen mit den etwas entspannteren Lebensformen auf dem flachen Land, in Dörfern und Kleinstädten. Dort lebt sich's betulicher.

Mich umgibt nicht nur die Großstadt allein, sondern dazu ein sich sozial sehr diffizil entwickeltes Gemeinwesen. Ich meine natürlich Neukölln. Früher nannte man ein solches Gebiet in Großstädten Arbeiterbezirk. Hier ist in den letzten 40 Jahren die übliche Durchmischung der Bevölkerung etwas aus dem Ruder gelaufen. Die prekären Lebensverhältnisse eines großen Teils der Bevölkerung sind nicht zu übersehen. Sie sind im Alltag evident. Streckenweise sogar ein dominierender Faktor. Das ist aber nichts Neues. Schon meine Mutter berichtete mir davon, in welcher Armut ihre Familie mit zwölf Kindern in den ersten beiden Jahrzehnten des vorherigen Jahrhunderts lebte. Dagegen geht es einem heutigen Hartz-IV-Haushalt ausgesprochen nobel. Aber keine Sorge, ich will mich nicht auf den Trip des früheren Berliner Finanzsenators begeben.

Die dritte Facette neben der Werteinkonsistenz und dem Großstadtturbo, die mein Urteil über die gesellschaftliche Entwicklung prägt, ist der Aspekt der Migration. Mich be-

schäftigen die neuen kulturellen Einflüsse, die durch die Einwanderung ausgelöst wurden. Die Frage, ob unsere Integrationspolitik im letzten halben Jahrhundert klug oder dumm war, ist diesmal nicht mein Thema. Mich bewegen stattdessen die Gedanken, wohin dieser Tanker, den wir Gesellschaft nennen, aus meiner Sicht steuert. Ich gebe zu, dass mir die Entwicklung Sorgen bereitet. Ich bin nicht schmerzbehaftet. Das Bild, das ich male, ist nicht fröhlich. Doch wenn es mir im Alltag allzu sehr aufstößt, dann gehe ich dorthin, wo ich Freude habe an dem, was ich sehe und erlebe. Dorthin, wo junge Menschen fleißig und engagiert sind, trotz Spaß und Unfug an sich arbeiten und lernen. Dorthin, wo Eltern sich darum kümmern, was ihre Kinder den ganzen Tag tun. Oder auch dorthin, wo Lehrer mit ihren Schülerinnen und Schülern in der Gewissheit arbeiten, dass ihre Mühe übermorgen in Form gesellschaftlichen Fortschritts Früchte trägt. Das gibt es selbst in Neukölln.

Während ich dieses Vorwort schreibe, erinnere ich mich an zwei Begebenheiten. Als ich heute ins Büro fuhr, kam mir auf dem Fußweg eine Frau entgegen. Sie schob einen Kinderwagen: An ihrer linken Hand lief ein drei- bis vierjähriges Mädchen. Nichts Außergewöhnliches eigentlich. Wenn da nicht das lange wallende Gewand und der Gesichtsschleier gewesen wären. Nur ein klitzekleiner Schlitz für die Augen gab der Frau die Möglichkeit, sich zu orientieren. Man konnte nur ahnen, dass es sich um ein weibliches Wesen handelt. Die Dame trug einen Niqab.

Etwa zwei Stunden später machte ich eine kleine Pause. Ich ging an das geöffnete Fenster, um ein wenig dem Straßentreiben zuzuschauen. Auf dem gegenüberliegenden Bürgersteig liefen zwei Frauen mit Kinderwagen, die beide mit einer Burka vollverschleiert waren.

Ich habe diese Situation als ausgesprochen symbolträchtig

empfunden. Ich sitze in meinem Büro, schreibe Gedanken nieder, wohin unsere Gesellschaft sich im nächsten halben Jahrhundert entwickeln könnte, und im gleichen Moment umgeben mich kulturelle Einflüsse, die ich nicht akzeptieren mag für das Land, in das ich hineingeboren und in dem ich groß geworden bin. Das Land, das mir große Chancen und Gerechtigkeit geboten hat. Das mir als meine Heimat am Herzen liegt und zu dessen Wohlergehen ich ein halbes Jahrhundert beruflich beigetragen habe.

Schon hier im Vorwort will ich klare Position beziehen. Ich liebe dieses Land. In mir wohnt tiefe Achtung, Bewunderung und Respekt vor der Leistung all derjenigen, die diese Gesellschaft aufgebaut und geprägt haben. Ja, ich lebe gerne hier. Ich sage, wenn ich danach gefragt werde, auch durchaus mit Stolz, dass ich ein Deutscher bin. Ich flüchte mich nicht in Ersatzhül- sen wie »Ich bin ein Europäer«, »Ich bin ein Demokrat« oder »Ich bin ein Weltbürger«. Ich möchte auch nicht in jedem Land dieser Erde leben. Es gibt Länder, deren Lebensbedingungen von mir nicht als besonders human und zivilisiert betrachtet werden.

Es war ein langer Weg mit viel Leid und Tränen, den unsere Gesellschaft zurücklegen musste, bis sie sich auf einer Stufe zusammengefunden hat, auf der Freiheit, Gleichheit und Solidarität keine Lippenbekenntnisse, sondern gelebte Staatsziele sind. Insofern betrachte ich die andere Gesellschaft, aus welchem Blickwinkel auch immer, mit Zurückhaltung. »Gold gab ich für Wackersteine«, warnte schon Oma. Aufgegeben und zerstört ist schnell. Besseres zu schaffen nicht immer ganz einfach. »Auferstanden aus Ruinen« ist kein Naturgesetz und ging auch schon schief.

Meine eigene Perspektive ist das Resultat subjektiver Erkenntnis. Nicht objektiv, nicht empirisch, nicht wissenschaftlich, vielleicht sogar noch nicht einmal sehr intelligent. Des-

wegen wollte ich es mir nicht allzu leichtmachen und werde Sie daher nicht nur mit meinen eigenen hilfphilosophischen Betrachtungen traktieren. Ich bemühe mich, wo ich Bezug auf andere nehme, die Quellen auch zu benennen. Da ich es selbst überhaupt nicht mag, wenn mein Lesefluss ständig durch irgendwelche Fußnoten unterbrochen wird, lasse ich diese Hinweise gleich in den Text einfließen.

Ich habe mich aufgemacht und mit vielen Menschen darüber gesprochen, wie sie den Status quo und die künftige Entwicklung einschätzen. Diesem Buch liegen weit über 1500 Seiten niedergeschriebene Lebensgeschichten und Gefühlswelten zugrunde. Gespräche, die mich teilweise erschreckt haben, aber auch Gedanken, die mir Zuversicht für eine gute Zukunft vermitteln. Sofern meine Gesprächspartner nicht ausdrücklich Wert darauf legten, genannt zu werden, zitiere ich sie durchgängig anonym. Viele haben mich ermächtigt, ihre Namen zu erwähnen. Ich habe aber inzwischen gelernt, dass der Gehässigkeitsfaktor unterschätzt wird. Ich fühle mich dem Schutz meiner Gesprächspartner verpflichtet. Deshalb gebe ich meinen Ratgebern Deckung. Bestimmt werden nicht alle dieses Buch lesen. Deshalb danke ich ihnen an dieser Stelle.

Noch eines zum Schluss: Es gibt keine absoluten Wahrheiten. Noch nicht einmal in Umfragen, Berichten oder Wikipedia.